



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Verhältniß mit den nördlichen Staaten gestanden hat, wahrscheinlich nichts nehmen, sondern eine neue Zeit für dieselbe herbeiführen.

Ueber die innere Einrichtung der nordamerikanischen Volksschule haben wir uns hier nicht verbreiten können. Es herrscht darin natürlich eine sehr große Verschiedenheit in den einzelnen Staaten und Gegenden. Im allgemeinen finden sich darin freilich viele Mängel, die Schulen der größeren Städte von Newyork und Massachusetts geben jedoch den unsrigen nichts nach. Die meisten Uebelstände entspringen aus dem Mangel an tüchtigen Lehrern, dem man erst in neuerer Zeit abzuhelpen bemüht gewesen ist. Der Fortschritt ist hier rascher als in Europa, da die ganze Schulorganisation eine öffentliche ist, jede neue Einrichtung, die sich irgendwo bewährt hat, unmittelbar zur allgemeinen Kenntniß gelangt und Nachahmung findet, besonders aber weil die Stetigkeit der Entwicklung des Schulwesens gegen den Wechsel der Systeme, der in Europa so häufig stattgefunden hat, bei der gänzlichen Uebereinstimmung der Whigs und der Demokraten auf diesem Gebiete ziemlich geschützt ist. Vielleicht wird man hier, wo kein Reglement von oben jede Kleinigkeit vorzeichnet, zuerst diejenige Organisation finden, die geeignet ist, die Schule für das praktische Leben brauchbarer zu machen, als bisher sowol diesseits als jenseits des Oceans der Fall gewesen ist. Zu rühmen ist der bedeutende Aufwand, welcher für schöne, geräumige, helle Schulgebäude gewiß nicht ohne Vortheil für die physische Entwicklung der Jugend gemacht wird, und die amerikanische Schule in den meisten Fällen vor der cisatlantischen auszeichnet.

Was uns hier hauptsächlich zu zeigen am Herzen lag, ist das Princip der nordamerikanischen Volksschule, das gleiche Anrecht aller auf ein gewisses Maß der geistigen und sittlichen Bildung, diese allerdings nothwendige Grundlage eines dauerhaften demokratischen Gemeinwesens. Die Ausübung gleicher Rechte und Pflichten setzt ein gewisses Maß gleicher geistiger Fähigkeiten voraus, und wenn ihr grübelt, warum die amerikanische Demokratie bei aller Verschiedenheit des Besitzes und der Lebensstellung der Individuen auf so festen Grundlagen ruht, so denkt unter andern auch daran, daß die politische Gleichberechtigung nur eine Fortsetzung jener socialen Gleichberechtigung ist, die den Sohn des Lohnarbeiters mit dem des Handwerkers, des Kaufmanns und des Fabrikanten, der Armeren mit dem Wohlhabenderen schon im frühesten Alter auf einer Schulbank versammelt.

W o c h e n b e r i c h t .

X—X **Vom Main**, 30. September. — Man schrieb einmal 1848. Als damals das Nationalparlament Deutschlands seinen Sitz nahm zu Frankfurt a. M., da stellte sich der echte Frankfurter an, als habe seine stolze Krönungsstadt keinen nennenswerthen

materiellen Gewinn von der großen Versammlung. Und die Ehre ließ sich nicht in Procenten berechnen. Wenn jetzt der Bundestag Ferien macht, merkt mans trotzdem der Stadt an; es fehlt ihr etwas. Dazu gesteht jetzt selbst die Fr. Postzeitung in ihren geistreichen †† Leitartikeln ein, es herrsche ein gewisses allgemeines „Uebelbefinden“, nicht etwa choleraartig, sondern der Unsicherheit in der orientalischen Frage wegen. Sie gibt den weisen Rath, den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten. Etwas Anderes hatte nun freilich kein Mensch in Absicht; denn wir sind Börsenmänner, leben in Deutschland und habens bereits ruhig abgewartet, als wenige Tage vorher der weise †† Mann allen europäischen Cabineten die unbedingteste Willfährigkeit und Unterstützung für alle russische Begehren verrieth. Da nun Oestreich bekanntlich schon im Anfange des diesmaligen russisch-türkischen Streites seine Vermittlung mit der unbedingten Befürwortung aller russischen Forderungen begann, so konnte allerdings der †† Diplomat jetzt ebenfalls in der Postzeitung keinen andern Rath geben. Fatal ist nur, daß Oestreich und die Postzeitung nicht Europa sind, sonst wäre unsere Börse schon längst wieder beruhigt, und das allgemeine „Uebelbefinden“ Frankfurts verschwunden. Aber die orientalische Frage ist nicht allein; es ist auch etwas häusliche Noth dabei. Man kennt den Erlaß des Senats, welcher endlich die 1816 verheißenen Ergänzungen unserer Constitution der Bürgerschaft zur Abstimmung vorlegen mußte, sowie die Annahme derselben durch die Bürgerschaft. Davon sind die retrograden Patricierherzen tiefschmerzlich bewegt, und sie haltens für besser, den Bundestag zu einer nochmaligen Maßregelung unserer Verfassungszustände aufzufordern, als sich verfassungstreu zu fügen. Es sind das zwar dieselben Elemente, welche sonst gar stolz von der souveränen Republik reden; aber wenn die Republik sich gegen ihren Willen bewegt, so schadet ja so ein wenig Denunciation durchaus nichts. Wird man auch mediatisirt, wird man auch von der Bundespräsidialkanzlei dominiert, so läßt sich dies schon gesellschaftlich bei Soireen, Dinern und Soupers applandiren — wenn nur die aristokratische Oligarchie ihre äußeren Embleme behält. Unterdessen hat nun freilich die gesetzgebende Versammlung neue Rathswahl- und Senatswahlen vollzogen, welche der ultrareactionären Reaction ein Dorn im Auge sind. Aber es schadet nichts. Möglicherweise kann man den Bundestag angehen, mit seinen Maßregeln noch hinter 1816 zu greifen, und dann gilt auch keine der neuen Senats- und Rathswahlen mehr, dann erst ist ungefähr das Ziel erreicht, wohin man strebt. Vielleicht daher auch der Entschluß jener Edeln, sich bei der bevorstehenden Wahl zur gesetzgebenden Versammlung ihrer Stimmen zu enthalten. Man sieht, die Herren haben mancherlei von der modernen Demokratie gelernt — selbst in praxi.

Jedem, der die hiesigen Verhältnisse genauer kennt, muß es auffallen, daß die Gönner ultramontaner Bestrebungen auch bei diesen Agitationen zu den Briefschreibern gehören. Und darum mag der Glaube so allgemein sein, daß die „Reformer“ eigentlich nur als Drathpuppen einer Politik handeln, welche überhaupt Südwestdeutschland immer unbedingter abhängig von jenen Mächten machen will, deren Plane, theilweise vom Ultramontanismus getragen, jedenfalls vorläufig und äußerlich gestürzt werden. Um so stärker ist aber natürlich das allgemeine „Uebelbefinden“ der weit überwiegenden Mengen, welche in einem solchen Gange nur den Anfang des Endes deutscher nationaler und socialer Entwicklungen der, wenn nicht formellen doch materiellen, Wiederherstellung

österreichischer oder selbst französischer Rheinbundverhältnisse erkennen. Auf der andern Seite war die Tagesliteratur noch kaum jemals gleich geschäftig, um die äußere Weisheit und innere Wohlfahrt gewisser Staaten ins glänzendste Licht zu stellen. Es läuft damit Hand in Hand, daß man in befreundeten oder düpirten Zeitungen versichern läßt, grade jetzt sei das österreichische literarische Cabinet in Frankfurt aufgehoben worden, grade jetzt sei das officiöse Organ des Bundestags, die Fr. Postzeitg., nicht mehr specifisch österreichisch influirt, grade jetzt empfangen die Kasseler, Darmstädter, Nassauische Allgemeine, N. Münchener Ztg. und andere viel gelesene Blätter ihre Mittheilungen nicht mehr aus der großen Eschenheimer Gasse. Man könnte desto bequemer operiren, wenns gebraucht würde. Leider ist aber das Publicum durchaus nicht mehr gläubig und behauptet, es kenne die Mandvers gewisser Zeitungscentra zu gut, um sich täuschen zu lassen. Unter solchen Nebenumständen ist es klar, daß die Frankfurter Verfassungsfrage außer ihrer localen Bedeutung noch eine mindestens ebenso wichtige allgemeine Bedeutung hat, welche am wenigsten verkannt werden darf, falls etwa ihre Entscheidung früher oder später wirklich zur bundestäglichen Erörterung gebracht werden sollte. Eine Unterstützung der Ansinnen der Frankfurter Reformerpartei würde gradezu jener Politik in die Hände arbeiten, welche das deutsche und protestantische Element zu Gunsten des ultramontanen und österreichischen zu schwächen sucht, indem sie die sogenannte conservative Solidarität als Aushängschild benutzt. Man erinnert sich noch, wie dasselbe Aushängschild gebraucht wurde, als es sich darum handelte, bei der österreichisch-schweizerischen Frage, die sich ja in gewissen Beziehungen auch als französisch-österreichische herausstellte, die Interessen Norddeutschlands zu ekipsiren. Welche thätige Unterstützung diese Politik damals an den Coalitionsstaaten fand, ist noch in frischer Erinnerung. Seitdem haben sich Bayerns Beziehungen zu Oestreich, selbst mit auffälliger Hintanzetzung Sachsens, noch unmittelbarer geknüpft, während auf der andern Seite Darmstädts intime Relationen zu Frankreich fast demonstrativ zu Tage treten. Wir dürfen keineswegs vergessen, daß neben der lauten orientalischen Angelegenheit diese stilleren Fragen ihren consequenter Fortgang haben und daß eben die Ablenkung der Blicke der Welt von ihnen ihrer Weiterführung äußerst vortheilhaft ist, um endlich mit Ueberraschungen zu Entscheidungen zu führen, welche an sich ganz einflußlos erscheinen, in Wahrheit aber jenem oben bezeichneten Principe wieder in die Hände arbeiten. Unsere Zeitungspressen ist im Augenblicke von der türkischen Angelegenheit zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie sich ausführlicher mit diesem Gegenstande beschäftigte. Jedemfalls scheint es aber nicht unnöthig, darauf hinzuweisen, damit am Schlusse der Bundestagsferien die Angelegenheit uns nicht unvorbereitet überrasche. Bis dahin kann das Bundestagspräsidium und der Ausschuß keinen erledigenden Schritt thun.

X — X 2. October. — Vom hohen Bundestag ist leider nichts zu berichten; seine Protokolle sind noch bis gegen das Ende des eben beginnenden Monats geschlossen. Und jenes wohlorganisirte literarische Cabinet, welches die gouvernementalen Organe der Coalitionspolitik versorgte, läßt soeben durch die ihm befreundeten Blätter die Nachricht von seinem Aufhören verbreiten. Natürlich glaubt jedermann solchen unbefangenen Mittheilungen unbedingt. Unterdeffen hat sich unsere gute Stadt etwas mürrisch in

den Herbstregenmantel gewickelt, die Börse macht ihr stereotypes orientalisches verlegenes Gesicht, die Parteiführer der freien Republik aber stehen, wenn nicht mit gezückten Degen, doch mit ingrimmigem Miene einander gegenüber. Dazwischen lärmt einiges skandalsüchtige Preßgeschrei — nicht grad politisch, sondern mehr social, oder, wenn mans so nennen will, klatschig. Unter größern Verhältnissen wärs nicht der Rede werth, unter den unsrigen machts Aufsehen genug und vermehrt die Verstimmungen. Namentlich wird jene Partei dadurch zu eifrigsten Vertheidigern des österreichisch-bairisch-darmstädtischen Bundespreßgesetzes werden, welche jetzt hinter dem Rücken ihrer Staatsbehörden und Mitbürger an den Bundestag gegangen ist, damit er mit einem neuen Machtsprüche die aus der Constitutionsergänzungsacte hervorgegangenen Gesetze vernichte, durch welche 1816 gegebene Verheißungen endlich im bescheidensten Maß erfüllt werden. Nicht etwa deshalb, weil ihr Verfahren von der Presse scharf geächtigt worden wäre. O nein, die wackern Herren haben so heimlich gehandelt, daß ihre Beschwereschrift keinem Unzuverlässigen vorliegt. Ja sogar ihre Agitationschrift „Frankfurter Verfassungsfragen“ haben sie unter Couvert, unter Mißbrauch des Bremer Stadtsiegels versendet und in einer Winkelpresse drucken lassen, ohne den Namen des Druckers beizusetzen. Aber die Remesis der Klatschliteratur tippt auf ihre Sitten und Vettern, und kommt nicht einmal von einem Verfasser, der sich vorwerfen läßt, er gehöre zu den tiefverhassten sogenannten Gothanern, die der bundestägliche Machtspruch wo möglich aus Senat, Rath und gesetzgebender Versammlung treiben soll, damit die „verfassungstreuen Reformer“ wieder die angestammten curulischen Sessel unter sich vertheilen können. Vielmehr ist er ein Frankfurter Stadtkind, welches schon seit langem in Frankreich lebt und in „Fünfzehn Jahren aus dem Leben eines Todten“ eine Chronique scandaleuse seines engern Vaterlandes drucken ließ, deren Maßlosigkeit bisher wol unerhört gewesen ist. Dem Vernehmen nach haben wir auch binnen wenigen Tagen eine Confiscation des Buches zu erwarten und gegen die Dsandersche Buchhandlung ist ein Heer von Preßklagen im Anzuge. Dies darum, weil sie in kaufmännischem Eifer die Unvorsicht beging, auf dem Umschlage des Buches noch besonders auf die Wahrheit der darin erzählten piquanten Geschichten hinzuweisen und solchermaßen eine Mitverantwortlichkeit zu übernehmen. Man muß jedoch bekennen, daß eine Menge der Anekdoten an und für sich offenkundig das Gepräge plumper Verleumdung tragen; und noch weniger kann man überhaupt ein solches Aushängen schmutziger Wäsche billigen. Für das Allgemeine sind überdies solche Pamphlete um so schädlicher, als ihre Frechheit immerhin die Zahl der Gegner einer wirklichen Preßfreiheit vermehrt und selbst von deren principiellen Vertheidigern manchen im einzelnen Fall schwankend machen könnte. Wer aber Ausnahmen will, oder nur zugibt, gibt auch schon das Princip zum größten Theil Preis. Indessen ist doch auch wieder nicht zu vergessen, daß die seit etwa einem Jahre grassirende Frankfurter Klatschliteratur ihr Vorbild und ihren Vertreter in Herrn Beda Weber fand. Leider sind nur die Angegriffenen nicht immer in der Lage, wie die vom geistlichen Rath Geschmäheten, welche von ihm schriftliche Abbitte und Ehrenerklärung empfangen. Nebenbei meint das Publicum, manche Bemerkungen jenes Lebendig-Todten über unsere Staatszustände seien ganz wohl zu unterschreiben, und daß dabei auch die Polizei nicht leer ausgehen konnte, versteht sich

von selbst. Die arme hat überhaupt seit einem Jahr schwere Anfechtung erfahren. Zuerst wehte ein bedrohlicher Hauch gegen ihre ganze Existenz aus dem Palast in der Eschenheimer Gasse, weil eine gewisse Politik wünschen mochte, der Bundespräsidialkanzlei die discretionäre Verwaltungsmacht der Polizei zu Frankfurt in die Hände zu spielen. Nachher erschollen Angriffe gegen die Art ihrer Organisation aus dem Staate Frankfurt selber. Endlich verbreitete sich neuestens das in den Zeitungen oft erwähnte Bennafsche Pamphlet gegen ihre Würdenträger. Und nun stört noch ein unangenehmer Incidenzfall die eclatante Verfolgung der diesfalls eingeleiteten Untersuchung. Man hat nämlich den Drucker des Pamphlets ebenfalls zur Rechenschaft gezogen, weil er seinen Namen nicht beigefügt hatte. Da er eine in den obern Regionen mißliebige Persönlichkeit ist, so mochte der Fall nicht ganz unwillkommen sein; und auch ein vor dem Drucke von dem Verfasser ausgestellter Revers, wodurch sich dieser zur Uebernahme aller aus dem Pamphlet entstehenden Folgen verpflichtet, konnte den Drucker vor der Beurtheilung nicht schützen. In der weitern Vertheidigung ist dagegen, wie man vernimmt, geltend gemacht worden, wie bisher keineswegs von den Behörden das Gesetz in Anwendung gebracht worden sei, wonach Drucker und Verleger sich auf jeder veröffentlichten Schrift zu nennen haben. Als Beleg wurden die kürzlich hier erschienenen „Gedichte von Arthur Volheim“ angeführt, welche ohne Verlagsort, Jahreszahl, Verleger und Drucker in die Welt traten. Dies Beispiel war doppelt unangenehm. Einestheils ist ein öffentliches Geheimniß, daß hinter Arthur Volheim ein diplomatischer Beamter einer europäischen Macht verborgen ist, welcher man in Frankfurt am wenigsten mißfallen möchte; andernteils wurden die Gedichte von ihrem Verfasser auch bereits wieder, soviel möglich, zurückgekauft, nachdem die hiesige Welt in ihren scheinbar ganz unschuldigen lyrischen Ergüssen höchst indiscrete Veröffentlichungen hiesiger Familienbegebenheiten und Gesellschaftsgeschichten entdeckt hatte. Der stille Lärm darüber war vergessen — nun rührt ihn ein Pamphlet gegen die Polizei wieder auf.

Im übrigen scheint das diplomatische Corps unserer Stadt seine Betheiligung an der Literatur vor der Hand gänzlich aufgegeben zu haben. Die sechzehnte Curie mag wol mit den „Briefen über Staatskunst“ die keineswegs schwache Bücherreihe vorläufig geschlossen haben, womit sie ihre Bibliothek selbstschaffend geschmückt hat. Da indessen auch die sechzehnte Curie bei der Bundespreßgesetzfrage mitentscheidend zu wirken haben wird, mag vielleicht ein kurzes Verzeichniß der Schriften des Herrn Victor von Strauß nicht ohne Interesse sein. Wir sehen daraus die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen und bemerken nebenbei, daß alle diese Opere Ergebnisse des reifern Mannesalters sind. Unter ihnen ist ein dreibändiger Roman von etwas leichtfertigen Grundsätzen die Erstgeburt. „Theobald“ ist sein Titel (Bielefeld, 1839). Daneben stehen andere belletristische und halbbelletristische Erzeugnisse, wie „Lebensfragen in 7 Erzählungen“ (3 Bde. Heidelberg, Winter), ein novellistisches Jahrbuch unter dem Titel: „das Erbe der Väter“ (Bielefeld, 1850), „Gudrun“, ein Schauspiel (Frankf., Zimmer), „ein Nachtgesang Dantes aus dem Paradiese“ (Dresden, Arnold), „Polyxena“, ein Trauerspiel (Frankf., Zimmer), ein „Fastnachtspiegel von der Demokratie und Reaction“ (ebendas.). Daran reihen sich religiöse Ergüsse und Polemiken, z. B. eine Denkschrift: „Ueber die Gefangenschaft in den preuß. Landen“ (Bielefeld, 1846), „das Kirchenjahr im Hause“

(Heidelberg, 1845), ein „Leben Paul Gerhards“ in der Sonntagsbibliothek, „Lieder aus der Gemeinde für das christliche Kirchenjahr“ (Hamburg, 1843), „Schrift oder Geist?“ (Bielefeld), eine Gegenschrift gegen Wislicenus: „das kirchliche Bekenntniß und die lehramtliche Verpflichtung“ (Halle), vier Rhapsodien: „Gotteswort in den Zeitereignissen“ (Bielefeld). Den Abschluß endlich bilden die „Briefe über Staatskunst“.

Man ersieht, der hochgestellte Literat theilt mit minder hochgestellten nicht nur die Verschiedenartigkeit der Productionen, sondern auch die Wanderungen von einem Verleger zum andern. Glücklicher ist dagegen in Bezug auf die Einführung ihrer literarischen Producte die erste Curie des Bundestags gewesen. Schon ehe Herr v. Profesch zum Freiherrn von Osten wurde, gab sein Pfleger die poetischen Producte des talentvollen Soldaten heraus. Die „Gedichte“ des Herrn v. Profesch sind ein schätzbare Beitrag zur Kenntniß seiner innern Entwicklung. Besonders wohlthuedend ist jedenfalls des jungen Dichters nationale Pietät für Ungarn und seine Begeisterung für dessen freie Selbstständigkeit. Sie durchweht alle von daher datirten Gedichte bald offener, bald verdeckter, bald elegisch, bald dithyrambisch. Auch die herbste Klage hat dort noch ihr Recht und es mag seiner Zeit die volle Wahrheit des Gefühls gewesen sein, wenn Herr v. Profesch (S. 57) sang:

D laß Dein Herz zu meinem Herzen sprechen,
Das Deiner Sprache Laut und Sinn versteht!
Ich weiß, wie Hoffnung, Liebe, Glaube sprechen,
Wenn der Gemeinheit giftiger Samum weht.
Ich kenn den Schmerz, wenn im verkehrten Streben
Schon vor dem Tod geendet ist das Leben.

Oder konnte man es anders auffassen, wenn er (S. 298) „Oberungarn“ schildert:

Kein Sturm erhebt die müde Brust,
Kein Licht erfreut das Aug —
Erstorben ist die Lebenslust,
Erstorben ist der Glaub.

Beinah ebenso interessant erscheint es aber für den geistigen Entwicklungsgang des spätern Diplomaten, wenn er (S. 39) das Geständniß ablegt:

Die Welt veracht ich, seit ich sie erkenne,
Seit ich das Wort entfernter Zeit vernommen
Und so das Bild von Jetzt und Einst bekommen;
Es will fortan mein Blick darauf nicht weilen.

Oder, wenn er an andrer Stelle (S. 299), umgeben von der Heimatslandschaft, an den Tod gedenkt und die Vergessenheit ansetzt:

Die Lage, die mir Leichtsinn und stürmend Blut
Mit Wolken füllte, hülle sie freundlich zu,
Führ die Gestalten meiner Fehler
Abseits, daß ich ihr Klagegestöhne
Und ihrer Forderung traurigen Ruf nicht hör!
Denk, daß ich gut war, war und noch immer bin;
Denn, was an Sünden ich gesäet,
Nicht aus dem Herzen wars entsprossen.

Bekanntlich hatte nun Hr. v. Profesch die Bundestagsferien soeben zu einer Reise nach Paris benützt. Dies lenkt unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf seine spätern „Kleinern Schriften“ zurück, in deren fünften Bande man Paris im Jahr 1845 ge-

schildert findet. Sollten wir neue Darstellungen der neuen Eindrücke zu erwarten haben, so würde eine Vergleichung mit jenen gewiß das höchste Interesse gewähren. Zu welchen Hoffnungen von seinem patriotischen Wirken in seiner heutigen politischen Stellung berechtigt es aber, wenn wir ihn damals im Nationalmuseum und in Beziehung auf die Kunstdenkmale ausrufen hören: „Ist die Lauheit so mancher Völker, z. B. der Deutschen, gegen die Erinnerungen ihres Vaterlandes nicht tadelnswürdig und beklagenswerth? Die Kunstwerke und Gebilde der deutschen Vorwelt sind entweder aus Ursache dieser Lauigkeit nicht mehr vorhanden, oder sie sind in die Cabinete fremder Nationen gewandert, wo sie jeder Brust, die Vaterlandsgefühl in sich trägt, gegen uns zeugen.“ Gewiß, ein Mann, der so schreibt, weiß auch, daß zur Allgemeinheit nationalen Sinnes das Bewußtsein nationaler Kraft und Macht gehört, er weiß, daß die Presse nur dann wahrhaft national wirken kann, wenn sie frei ist. Jetzt eben befindet sich Hr. v. Prokesch in Wien, um seinen vielgeltenden Rath in der orientalischen Angelegenheit abzugeben. Auch nach dieser Seite wird er seinen nationalen Enthusiasmus bewähren können. Und wenn er nach Frankfurt zurückgekehrt sein wird, kann er unmöglich einem Preßgesetzentwurfe beistimmen, unter dessen Herrschaft alle nationalen Heiligthümer nothwendig in denselben Zustand des Verfalls gerathen würden, welchen seine Briefe aus Italien (1833) so treffend als den der Kunstwerke schildern, welche sich in königl. neapolitanischem Besitze befinden.“ Alle Gebäude — heißt es dort — welche der Hof von Neapel in Rom besitzt, sind in der größten Verwahrlosung und wären in der Hand eines lappländischen Eisbärenjägers besser besorgt.

π Aus **Frankfurt a. M.** — Bei einer Ende September stattgehabten Aufnahme neuer Mitglieder in den hiesigen s. g. alten Bürgerverein fielen fast sämtliche zur Aufnahme angemeldete Juden, etwa ein Duzend, darunter ganz achtbare Männer, durch. In diesem sehr großen Verein bilden die christlichen politischen Freunde der Juden die Mehrzahl, die Abstimmung ist aber geheim, und Sie haben damit den Schlüssel dazu, daß sich bei der öffentlichen Abstimmung über das die politischen Rechte der Juden erweiternde „organische Gesetz“ v. 12. Sept. d. J. nur einige hundert statt einige tausend Frankfurter Bürger betheiligten*). —

Am 1. October wurde zum zweiten Mal auf hiesiger Bühne „Ein Lustspiel“ von Benedix aufgeführt. Das zahlreich versammelte Publicum schien sowol vom Stück, als von der Aufführung sehr erbaut zu sein; der anwesende Herr Benedix wurde zweimal lebhaft gerufen. Dies neue Lustspiel leidet, man darf es nicht verhehlen, an einer gar

*) Nachdem ich die obigen Zeilen niedergeschrieben, las ich die Bemerkung, womit Sie meinen Brief in Nr. 44 begleitet haben. Ich erlaube mir zu dem damals Gesagten den Zusatz, daß Senat und gesetzgebender Körper nach meiner Ansicht auch auf ihrem eigenen Standpunkte zweckmäßiger gehandelt hätten, wenn sie die, in ihrem Sinn doch nur vorläufige, Erweiterung der politischen Rechte der Frankfurter Juden auf deren corporative Vertretung im gesetzgebenden Körper und auf die Bestimmung beschränkt hätten, daß den Juden die in dem Gesetz vom 12. Sept. übriggelassenen Staatsämter übertragen werden könnten; denn das Zugeständniß der corporativen Vertretung hätte keinen Widerspruch gefunden und keine neuen Kämpfe in Aussicht gestellt, und daß ein rechtlicher Jude nicht sollte als Zoll-, Postbeamter u. s. w. angestellt werden dürfen, dafür wird sich durchaus kein vernünftiger Grund anführen lassen.

zu großen Trivialität, sowol in Beziehung auf Handlung, als Charakteristik und Dialog. Die Hauptperson ist eine Caricatur, was den Dichter zwingt, auch die übrigen Personen zu cariciren. Denn was soll man dazu sagen, daß die Hauptperson zwar keinen Weltmann, aber einen edel denkenden, gesezten, verständigen und streng rechtlichen Mann vorstellt, der sich aber gleichzeitig um die Hand dreier gleich vorzüglicher Frauenzimmer bewirbt und deren Ja erhält und annimmt.

Die „Charakterbilder“ des Frankfurter katholischen Stadtpfarrers Beda Weber werden noch immer besprochen und sind besonders den in ihrer Gesamtheit darin angegriffenen Frankfurter Bürgern ein Stein des Anstoßes und Aergernisses. Gleichwol wäre die Charakteristik der Frankfurter noch das Beste und Wahrste in dem Weberschen Buche, wenn ihr Verfasser sich vor Uebertreibungen und gemeinen Ausfällen zu bewahren gemußt hätte. An diese hat sich der Frankfurter, der selbst den leisesten Tadel weniger verträgt, als das ausschweifendste Lob, geklammert, um die Wahrheiten von sich abgleiten zu lassen, welche der humoristische und übermüthige Pfaffe ihm ins Gesicht schleudert, so daß es Herrn Weber mit seinem Angriffe auf die Frankfurter ähnlich ergeht, wie einst Heine mit seinem Buche über Börne. Während er nämlich Börnes politische Thorheiten und Tollheiten aufs treffendste darin geißelte, vergaß er sich zugleich soweit, über dessen Privatleben in schmutziger Weise zu klatschen, und Gukow, dem gewiß niemand einen feinen und glücklichen — Speculationsgeist absprechen wird, übernahm Börnes Vertheidigung mit so sittlicher Entrüstung über Heines Immoralität, daß mir ein israelitischer Verehrer des erstern gestand, er habe das Gukowsche Buch (Das Leben Börnes) mit Goldschnitt binden lassen.

Auch dies verdient Tadel, daß Herr Weber die in seinem Buche von 1853 enthaltenen Aufsätze in eine Zeit zurückverlegt, wo er sie gar nicht oder doch wesentlich anders verfaßt hatte. Wenn er im Jahre 1848 Demokraten, Liberale und Nationalversammlung wie in dem Buche angegriffen hätte, so könnte er das, wenigstens von dieser Seite, auch noch heute mit Ehren wieder abdrucken lassen; jetzt aber hat er sich selbst mit unverdienten Lorbeeren geschmückt. Politische Gegner während der Hitze des Gefechts schonungslos angreifen, ist verzeihlich, es aber nach beendigtem Kampfe fortsetzen, unedel und unnatürlich. Auch möchte es Herrn Weber schwer fallen, für alles, was er zur Charakteristik selbst von Männern, wie Robert Blum, sagt, die Beweise beizubringen, durch welche er sich und die Leser von der Wahrheit seiner Beschuldigungen überzeugen könnte. Ein begabter Mann war Robert Blum, wie Beda Weber, und im übrigen nicht weniger ein Kind der Zeit und der Umstände, als dieser.

Gegen einen andern Vorwurf müssen wir Weber in Schutz nehmen, gegen den Vorwurf nämlich, daß er als Geistlicher nicht so habe schreiben dürfen. So lange er nur nicht als Geistlicher auch so predigt, hat niemand ein Recht, ihm einen Vorwurf zu machen, wenn er sich mit dem Chorrock auch des lästigen Zwanges entledigt, den ihm seine Kirche auferlegt.

Aus England. — Nach der warmen Lobrede, welche neuerdings Lord Palmerston in Greenock der auswärtigen Politik seines Collegen Lord Clarendon gehalten hat, kann wol kein Zweifel mehr sein, daß der angebliche Zwispalt im Cabinet, —

wenn er überhaupt bestanden hat, was wir sehr bezweifeln möchten — vollständig ausgeglichen ist, und daß wenigstens England gewillt ist, dem Umsichgreifen Rußlands entgegenzutreten, solange es geht auf friedlichem Wege, nöthigenfalls aber auch durch Krieg, und für die Unabhängigkeit des Continents einzutreten, wenn die festländischen Mächte verblendet genug sein sollten, sich Rußland zu fügen. Durch eine solche Politik wird das Cabinet den ungeduldigeren Theil der liberalen Partei, welche durch Lord Aberdeens vorsichtiges Operiren etwas mißtrauisch geworden war, wieder für sich gewinnen, und die imposante Phalanx intact erhalten, welches bereits in der letzten Session das Ministerium in Stand gesetzt hat, die wichtigsten inneren Reformen mit geringem Widerstand durchzuführen. Das größte Verdienst bei der Bildung dieser Phalanx gebührt ohne Widerspruch der finanziellen Politik Herrn Gladstones. Wenn auch sein Plan zu Conversion der Staatsschuld nicht durch eigene Schuld, sondern durch den unerwarteten Eintritt der orientalischen Verwickelung fehlgeschlagen ist, so hat er dafür in seinem Budget eine Zollreform durchgesetzt, welche durch Verwohlfeilerung mehrerer der nothwendigsten Lebensbedürfnisse die wohlthätigsten Folgen für das materielle Wohl des Volkes haben muß. Außerdem hat er durch Einführung der Erbschaftsteuer auf Grundstücke einen gehässigen Unterschied zwischen dem Handels- und dem Grundbesitzerinteresse aufgehoben, wodurch allein die Harmonie zwischen den verschiedenen Classen der Bevölkerung erhalten werden kann, welcher England seine schönsten Fortschritte verdankt. Daß derartige Reformen, welche gegen die exclusiven Privilegien der Aristokratie gerichtet sind, in den Reihen der letzteren stets Vertheidiger und Förderer finden, ist ein glänzender Beweis von dem politischen Geist und dem Patriotismus des englischen Adels, der aber auch grade dieser aufopfernden Hingebung für das Allgemeine seine einflußreiche politische Stellung verdankt, um die ihn die festländische Aristokratie beneidet, ohne ihm nachzuahmen zu verfehen. In alle den großen Reformen, welche den Mittelstand zur politischen Mit Herrschaft gebracht und die ausschließliche Herrschaft des Grundbesitzes gebrochen haben, haben Mitglieder der Aristokratie eine hervorragende Rolle gespielt. An der Spitze der Bewegung für die Reformbill standen die großen Whighäuser; die Abschaffung der Kornbill setzte der große Staatsmann durch, welcher der conservativen Partei neues Leben eingebläst, und die Einführung der Erbschaftsteuer wird unter einem Ministerium durchgesetzt, dessen Chef einem der ältesten und stolzesten Häuser Schottlands angehört.

Den nächsten Preis nach dem Schatzkanzler verdient Lord Palmerston als Staatssecretär des Innern, der dieselbe unermüdete Energie, mit der er früher über Englands Interesse im Auslande wachte, jetzt auf die Verbesserung einheimischer Mißbräuche wendet. Die demoralisirenden Wettbureaus, die städtischen Begräbnißplätze, die wahre Pestherde sind, die Hiacres mit ihren zudringlichen Betrügereien hat seine Energie bereits in Ordnung gebracht; die Organisation der Miliz hat er trefflich vollendet; die Deportation von Verbrechern, die zu einem gefährlichen Zwist mit mehreren Colonien zu führen drohte, abgeschafft, und eine Reorganisation der Verwaltung der Graffschaften wird vorbereitet. Sir J. Graham räumt mit Fleiß unter den Mißbräuchen der Admiraltätsverwaltung auf und hat durch Errichtung der Küstenfreiwilligen einen wichtigen Schritt zur Lösung der schwierigen Frage gethan, wie ohne die englischen Sitten widersprechende Conseription die Bemannung der Marine im Kriegsfall gesichert werden kann.

Zu der Geschlossenheit der ministeriellen Partei bildet die Zerfahrenheit der Opposition einen traurigen Gegensatz. Der Bruch zwischen Herrn d'Israeli und der Partei, die er im Unterhause einmal zum Siege führte, und deren einziges Talent er daselbst war, ist vollständig; er ist den englischen Junkern zu geistreich geworden und die Führung der Partei ist an Sir J. Pakington übergegangen, während Herr d'Israeli sich darauf beschränkt, in seinem Blatt „The Press“ auf eigene Hand mit dem Ministerium Fehde zu führen. Die Führer der ehemaligen Protectionistenpartei büßen jetzt dafür, daß sie, dem Fanatismus und der eigennützigen Engherzigkeit ihrer Anhänger zu gefallen, eine Sache vertheidigten, deren Unhaltbarkeit ihnen nicht unbekannt sein konnte, die einzugestehen sie aber nicht genug politischen Muth hatten. Sie haben die Demüthigung der Niederlage ohne den Trost, nach bester Ueberzeugung gehandelt zu haben, und ohne die Aussicht, vor Verlauf einer geraumen Zeit wieder ans Ruder zu kommen.

Aus Konstantinopel. — Den 19. September. — Der gegenwärtige Augenblick ladet wunderbar und wie lange Zeit keiner vor ihm zur politischen Betrachtung ein. Die eigentliche Streitfrage zwischen Rußland und der Pforte scheint beseitigt zu sein und die europäische Diplomatie arbeitet eifrigst daran, die daraus entsprungnen Wirren einer baldigen friedlichen Lösung entgegenzuführen; aber nichts destoweniger lebt eine unruhige und beängstigende Ueberzeugung in jedem ernstern Beschauer der hiesigen Dinge, nach wie vor, fort: die Ueberzeugung nämlich von dem Herannahen einer großen und unvermeidlichen Katastrophe.

Wer mag es einem Deutschen verdenken, wenn er, beim Hinblick darauf, zuerst an sein Vaterland denkt, und die Folgen, gute oder böse, überrechnet, welche das ungeheure Ereigniß der Sprengung des osmanischen Reiches zunächst für unser Volk mit sich bringen würde! Denn es ist unschwer zu erkennen, daß mit der Entscheidung über das Geschick der Monarchie der Sultane, gleichzeitig der Würfel über die deutsche Zukunft geworfen werden wird. Wichtig benützt kann der Untergang des türkischen Großstaates für uns, wie für keine andere Nation, der Anfangspunkt einer Epoche grandioser Entwicklung werden, wogegen eine Versäumniß des rechten Moments sich hier bitterer rächen und verhängnißvoller für uns werden würde, wie irgend anderswo. Denn keines der größeren europäischen Völker, auch das russische nicht, ist den in Rede stehenden Ländern geographisch und eben deshalb commercieell, militärisch und politisch so nahe gestellt, wie wir es sind. Wenn es seither anders scheinen wollte, so liegt dies nur lediglich daran, daß Deutschland nicht verstanden hat, die unermesslichen Vortheile seiner Lage zum Orient geltend zu machen.

Der Beweis hierfür ist leicht zu führen. Schon gegenwärtig ist Wien, also die Capitale der ersten deutschen Großmacht, der Ausgangspunkt für die bei weitem größere Anzahl von Communicationslinien geworden, welche die Landestheile der europäischen und der größeren Hälfte der asiatischen Türkei, insbesondere aber Stambul, den Kern- und Herzpunkt des Reiches, mit Europa verbinden. Diese Centralität Wiens wird sich steigern und eine erhöhte Bedeutung gewinnen, sobald die projectirten Eisenbahnen zur Ausführung gekommen sein werden, welche in naher Zukunft den Bosporus mit den Ufern der Donau zu verbinden versprechen; denn es ist klar, daß wenn jetzt bereits

der Weg über die östreichische Hauptstadt die Concurrenz mit allen westlichen Dampfschifflinien, was die Schnelligkeit anlangt, auszuhalten, ja sie sämmtlich zu überholen vermag, dergestalt, daß man in Paris und London die neuesten Nachrichten aus Constantinopel über Wien zu empfangen pflegt, nach Vollendung der erwähnten Eisenstraßen für die anderen Routen die Möglichkeit wegfallen wird, mit ihm zu rivalisiren. Was aber die Linie über Wien nicht zu leisten vermag, nämlich die vortheilhafteste Vermittlung zwischen Egypten, Syrien, u. s. w. und Europa, das leistet der Seeweg von dorthier nach Triest. Diese Seestadt ist die Ergänzung Wiens als Verbindungspunkt für den Verkehr mit dem ganzen Rest der osmanischen Monarchie. Dazu kommen die nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheile, welche die doppelten Wasserwege, der Donau und des Pontus einerseits, und des adriatischen Meeres andererseits, unserem Handel gewähren. Von dem großen deutschen Strome aus über den Euzin hin beherrschen wir nämlich in commercieller Hinsicht eine ganze Hälfte des türkischen Reiches, zu der außer uns nur Rußland den directen Zugang hat, während die andere Hälfte nur durch die beiden Seestraßen des Bosporus und der Dardanellen von ihm erreicht werden kann. Vor allem ist die Donau die natürliche Verlängerung des großen innerasiatischen Handelsweges, der gegen das schwarze Meer hin zum Hafen von Trapezunt ausläuft und die Euphrat- und Tigrisländer, Westpersien und die Südgestade des kaspischen Sees mit ihm in Verbindung setzt. Von Triest aus sind wir dagegen im Stande, die Küstengebiete von Kleinasien, Syrien und Egypten in kürzerer Zeit zu erreichen, als dies von irgend einem bedeutenderen europäischen Hafen möglich ist.

Eine günstige Lage für den Landverkehr pflegt die für militärische Operationen mit einzuschließen. Unter den Verhältnissen, welche bei kriegerischen Unternehmungen vor allen anderen zur Sprache kommen, stehen nämlich, wie beim Handel, die Entfernungen oben an, und der Schluß wird nicht allzu gewagt sein, daß der Zielpunkt eines Angriffskrieges gegen die Türkei, nämlich Stambul, von Oestreich her eher wie von irgend einem andern Staate aus zu erreichen sein würde, weil die commercielle Verbindung nach dieser Richtung hin die schnellste ist. Auf einen besondern Vortheil, dessen Oestreich bei einem jeden Kriege innerhalb der europäischen Türkei theilhaftig sein würde, will ich indeß nicht unterlassen hier aufmerksam zu machen. Die Donau ist allerdings an ihrer Mündung in russischen Händen und in dem gegenwärtigen Falle, wo Rußland die Moldau und Wallachei besetzt hat, sichert es sich damit eine mehr wie hundert Meilen lange Strecke dieses Stroms; aber gleichwol wird es für etwaige Operationen aus diesem Besitz nimmer dieselben Vortheile zu ziehen vermögen, die Oestreich unter denselben Umständen aus dem seinigen entnehmen kann. Für Rußland ist die Donaulinie nämlich nichts Anderes als eine vorgeschobene Basis, die dem Schwerpunkt seiner Macht und den Gegenden, aus denen es seine Hilfsmittel entnimmt, ziemlich entlegen ist; es wird sich auf ihr immer erst etabliren und seine Bedürfnisse im günstigeren Falle über das Meer, im weniger günstigen auf den schlechten Wegen der südlichen Gouvernements, und durch die beiden Fürstenthümer dorthin führen müssen. Dagegen ist für Oestreich dieser Strom die eigentliche Schwerlinie seiner Kraft, die Hauptpulsader des Staates. Es hat nicht nöthig, seine Kräfte dort zu sammeln; sie

finden sich aus natürlichen Gründen dort concentrirt. Hierzu kommt, daß die Donau, welche Oestreich in Händen hat, den minder vertheidigungsfähigen Provinzen des türkischen Reiches gegenüber liegt, wogegen die von Rußland zur Hälfte beherrschte Stromstrecke, auf dem bulgarischen Gegenufer mit den besten türkischen Festungen besetzt ist, außerdem die große Position von Schumla hier den Zugang zu den Pässen der rückwärts liegenden Balkanlinie hütet, und außerdem Warna am Meere ein stets offenes Débouché für von der Seeseite heranzuziehende Hilfskräfte bietet. Englischen und französischen Heerestheilen ist durch diesen wichtigen Platz der Zugang zu der großen Schlachterebene der Bulgarei jederzeit gesichert, wodurch Rußlands Aussichten unter Umständen bedeutend geschwächt werden können. Dagegen beherrscht Oestreich das ihm zunächst liegende Kriegstheater, also Bosnien, die Herzogowina, Montenegro und Serbien ausschließlich. Der Uebergang über den Balkan bietet weniger Schwierigkeiten dar, weil sich derselbe in vielen getheilten Ketten hinzieht; endlich sind die hier auf dem Wege nach Stambul gelegenen Festungen von ungleich schlechterer Beschaffenheit wie die bulgarischen und ihnen kaum vergleichbar.

Aus dem allen glaube ich mit Recht folgern zu können, daß die überwiegend größeren Vortheile der militärischen Lage auf Seiten Oestreichs, also Deutschlands, sich befinden. Unter allen europäischen Heeren wird ein östreichisches immer noch das erste sein, welches, wenn die entscheidende Stunde schlagen sollte, vor Konstantinopel erscheinen würde. Ich verkenne dabei nicht die ungeheueren Hilfsmittel, über welche die Seemächte infolge der vom Dampfe bewirkten Umwälzung im Gebiete der Schifffahrt verfügen; das frühere Axiom, wonach es nicht möglich war, mehr wie 35,000 Mann auf weitere Strecken über See zu transportiren, hat sicherlich heute keine Geltung mehr; aber die Vorbereitungen zu derartigen Unternehmungen erfordern nach wie vor Zeit, viel Zeit, und inzwischen werden wir, so muß man hoffen, zu handeln wissen.

Man redet hier viel von der Sendung eines türkischen Botschafters nach St. Petersburg; nach der Meinung einiger soll er bereits im Begriff stehen, abzureisen. Zuverlässiges habe ich über diesen Punkt noch nicht in Erfahrung zu bringen vermocht. Die Rüstungen sind nicht eingestellt, woraus man ersehen mag, daß, wenn auch die ganze Lage der Dinge dem Frieden zuneigt, dennoch manche Besorgnisse noch nicht geschwunden sind. — Unter den Truppengattungen aus entferntesten Gegenden, welche infolge der Kriegsvorbereitungen ihren Durchzug durch die Hauptstadt halten, nimmt keine mehr die Aufmerksamkeit der hiesigen Bewohner in Anspruch, als die irreguläre Reiterei des Innern von Kleinasien. Neulich passirten wiederum tausend Mann dieser kriegerischen Miliz den Bosphorus. Es sind durchweg kräftige und, wie sich denken läßt, sonnenverbrannte Gestalten. Die Kleidung ist noch ganz alttürkisch. Auf dem Haupte tragen diese Reiter nicht das kleine und unkleidsame Fez, sondern den malerischen und in reichem Faltenwurfe gewundenen Turban. Prächtigt und von bewundernswürdiger, altmodischer Arbeit sind die Waffen. Im reich verzierten, goldbordirten Gürtel hängen mit Gold und Silber ausgelegte Pistolen, während der Cavalierist als Hauptwaffe entweder einen schmalen krummen Säbel oder eine starke Lanze führt. Daß der Schall der großen Heerpauken und der Klang der Becken sich nicht eben in musikalischen Ae-

corden bewegen, werden Sie mir auch ohne meine Versicherung glauben. — Diese Reiterei besteht meistens aus zur Ruhe gesetzten oder vom Dienst nicht durchaus in Anspruch genommenen Beamten, aus Lehnsherren mit ihren Gefolgschaften und Zaphtios, oder berittenen Polizeireitern der Provinzen.

In den jüngsten Tagen waren wieder Gerüchte über eine im Reine unterdrückte Empörung im Umlaufe. Man wollte wissen, funfzehn Aemas hätten dem Sultan eine Adresse überreicht, in welcher sie ihn zum festen Ausharren und dem Bestehen auf seinem Recht aufgefordert, für den entgegengesetzten Fall aber mit einem massenhaften Aufstande gedroht hätten. Diese funfzehn, heißt es, seien nun plötzlich verschwunden und es sei kein Zweifel darüber zu hegen, daß sie einem heimlich vollzogenen Todesurtheil zum Opfer gefallen wären. Gleichzeitig ward behauptet, man habe einige Kriegsfahrzeuge aus dem oberen Bosphorus, wo jetzt die Flotte ankert, zum Schutze der Hauptstadt hierher beordert; indeß hatte diese Maßregel wol nur in der Feier des Kurban Bairam ihren Grund.

2.

Den 22. September.

Europa, welches sich bereits längst von der nicht enden wollenden orientalischen Verwicklung gelangweilt fühlt, wird wenig durch die Nachricht erbaut sein, daß dieselbe eben im Begriff steht, wiederum — „in eine neue Phase einzutreten“. Kaiser Nikolaus hat etwas gethan, was niemand erwartete: er hat die Modificationen, denen die Pforte den Ausgleichsentswurf der vier Großmächte unterworfen hatte, nicht angenommen. Sie fragen: ob nicht dadurch die Frage wiederum auf dem alten Flecke steht, worauf ich mit Nein zu erwidern habe, denn sie ist dadurch kritischer geworden, wie jemals.

Man hat gesagt: Rußland handelte nicht weise, als es im Frühjahr, unmittelbar nach der Abreise des Fürsten Menschikoff die Gelegenheit sich entschlüpfen ließ, durch einen raschen Zug gegen Stambul dem osmanischen Regiment, mindestens auf europäischer Erde, ein Ende zu machen. Die Türkei stand damals wehrlos da, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Widerstand, den man osmanischerseits dem russischen Angriff würde entgegengesetzt haben, nicht hoch anzuschlagen sein dürfte. Ein Marsch von sechzig Tagen vielleicht und Konstantinopel hätte seine Thore geöffnet, und von der Kuppel der Aja Sophia wäre der Halbmond niedergesunken, um dem triumphirenden Kreuz Platz zu machen. — Rußland, so muß man heute schließen, nützte den Augenblick abichtlich nicht, um des Sieges desto gewisser zu sein. Die Türkei hätte damals einen gewaltigen Rückhalt in den vier Großmächten gefunden, und es ist die Frage, ob dieselben nicht im Stande gewesen sein würden, auch aus dem eroberten Stambul eine russische Armee wiederum zu delogiren. Der russischen Staatskunst kam es vor allen Dingen darauf an, die Sache der Osmanen von dem Interesse oder mindestens von der activen Parteinahme der europäischen Cabineten zu scheiden. Man mußte geschickt, besonnen und, so eifertig man auch an und für sich sein mochte, zaudernd und zögernd manövriren, um dies große Resultat zu erreichen. Endlich bot der Ausgleichsentswurf der Großmächte die beste Gelegenheit dazu. Man nahm ihn an — man verwarf aber die später vom Divan ihm beigelegten Modificationen. Die Pforte hat nun nur

noch die Wahl, zu der von den vier Cabineten gemachten Proposition ohne Modification zurückzukehren, wodurch Rußland so zu sagen der schließliche Triumph verblieben sein würde, oder sie muß das Schwert ziehen, ohne dabei auf Unterstützung rechnen zu können, denn offenbar können die Großmächte nicht gegen Rußland in den Kampf gehen, weil es auf dem besteht, was sie selber soeben erst für Recht anerkannt hatten.

Was sich jüngst hier ereignet hat, läßt sich wie folgt zusammenfassen. Bereits am Montag gingen unruhige Gerüchte um. Die österreichische Legation mochte damals bereits Kunde von dem Ausfall der Entscheidung des Kaisers Nikolaus haben; es war nämlich am Sonntag Abend ein Courier über Belgrad an Herrn v. Bruck angelangt, worauf dieser Besprechungen mit den Gesandten verschiedener anderer Mächte gehabt haben soll. Das Journal de Constantinople, welches in der Nacht vom Montag zum Dienstag gedruckt ward, nahm auf die umlaufenden Gerüchte Bezug und suchte deren Begründung in einer dem Text vorangestellten Erklärung zu bestreiten. Es behauptete, der Courier habe keine Nachrichten gebracht, welche die allgemeinen Angelegenheiten beträfen. Aber als diese Erklärung niedergeschrieben wurde, hatte das Pfortenministerium aus den Händen eines am Montag angelangten russischen Feldjägers bereits directe Depeschen aus St. Petersburg empfangen, worin die Ablehnung der Modificationen Seitens des Zaren modificirt wurde. Aus Anlaß dieser Mittheilung trat noch am späten Abend ein Ministerrath zusammen. Fasset Achmed Pascha, der Schwager des Sultans, der zur Zeit in seinem Palais weit hinaus im Bosphorus wohnte, wurde aus dem Schlafe aufgeweckt, um dem Medschlis beizuwohnen. Derselbe saß fast die ganze Nacht hindurch. Am andern Tage, wenn ich nicht irre um Mittag, trat der Divan (das Ministerium) aufs neue zusammen, indeß höre ich noch von keinem Resultat.

Man muß wohl erwägen, daß die Kriegspartei hierorts durch die Weigerung des Zaren aufs neue die Oberhand bekommen hat, und daß unter solchen Umständen nicht dafür zu stehen ist, daß die Pfortenminister sich nicht zu einem kühnen und verzweifelten Entschluß hinreißen lassen. Die Rüstungen sind vollendet, die Festungen retablirt; 100,000 Mann in der Bulgarei, 28,000 Mann in Anadolien unter den Waffen man kann, so meint man mindestens, einen effectvollen Widerstand leisten. Alles das ermuthigt die fanatischen Eiferer, welche alles vom Kampfe erwarten und bereit sind, alles daran zu setzen. Eine solche Stimmung ist schwer zu beherrschen. Sie greift außerdem mehr und mehr um sich und es naht sichtlich die Stunde, wo der Fanatismus alle Rathschläge der Vernunft übertäuben wird.

Nachtrag der Redaction. — Was es mit dem Einlaufen der englisch-französischen Flotte in den Bosphorus für eine Bewandniß hat, würde schwerer zu erkennen sein, da nach der Angabe der englischen und französischen Blätter der Schlag nach beiden Seiten gerichtet sein sollte, wenn nicht die gleichzeitige Olmüger Zusammenkunft und mehr noch die unmittelbar darauf erfolgte Conferenz zu Warschau einen hinreichenden Fingerzeig gäbe. Also der Osten steht wieder gerüstet gegen den Westen! Das schlimmste, was Deutschland widerfahren konnte. Das ist der große Erfolg der Aberdeenschen Po-litik! England ist jetzt in einer ganz eigenthümlichen Lage, denn es hat sich in Wien mit dazu hergegeben, dem Sultan eine Note aufnöthigen zu wollen, deren Sinn, mit Ausnahme Lord Aberdeens und der Times, niemand anders ausgelegt hat, als es ge-

genwärtig der Sultan und der Kaiser von Rußland gethan. Wäre ein männliches und festes Auftreten Englands nicht gedeihlicher auch für den Frieden gewesen? Wie die Sachen jetzt stehen, ist es kaum denkbar, daß ein tiefer, vielleicht über ganz Europa sich ausbreitender Conflict zu vermeiden ist. — Vor einigen Wochen besprachen wir eine in griechischem Interesse abgefaßte Broschüre von Lemoine; jetzt liegt uns eine ähnliche vor: „Einige Worte über die orientalische Frage. Eine Stimme der Mahnung aus Athen.“ (Dresden, Schäfer.) Der Verfasser sucht namentlich nachzuweisen, daß die griechische und russische Kirche keineswegs identisch sind, daß man also unrecht hat, sie fortwährend miteinander zu verwechseln. Diese Ansicht ist nicht ohne Geist durchgeführt, wäre sie aber richtig, so würde sie in dieser Frage grade für die Türkei sprechen, denn diese bestreitet den Russen das Protectorat über die griechische Kirche, während Rußland es in Anspruch nimmt.

Bildende Kunst. — Das Kunstblatt theilt eine Beschreibung der acht Gruppen mit, welche für die Schloßbrücke in Berlin bestimmt sind. Sie enthalten sämmtlich einen jungen Krieger in Beziehung theils zur Minerva, theils zur Victoria (oder wie man es der größern Popularität wegen präcisirt hat: Pallas und Nike). Die Künstler sind die Herren: Drake, Möller, Schivelbein, Emil Wolff, Wredow, Bläser, Albert Wolff und Wichmann. Die Figuren haben eine Höhe von 8 Fuß. Sie werden auf ein einfaches Fußgestell von grauem, schlesischem Marmor gehoben, welches mit dem Granitwürfel zusammen 15 Fuß hoch ist. Das Kunstblatt bemerkt sehr richtig dazu: „Uns scheint dies Hinaufschieben der Statuengruppen für den bequemen Genuß derselben entschieden zu hoch. Die Herren Architekten pflegen eben gern mit der Sculptur etwas decorativ zu wirthschaften, und wir wollen schon glauben, daß die stattliche Höhe der Brückenbekrönung in Hinsicht auf Totalwirkung von einem imposanten Eindruck sein muß.“ Wir hätten noch eine Ausstellung zu machen. Die in nächster Nähe aufgestellten Statuen von Blücher, Bülow und Scharnhorst (denen sich bald Gneisenau und York von Rauch anschließen werden) sowie das Friedrichsdenkmal tragen einen so entschieden realistischen, modernen Charakter, daß die Antike dazu nicht paßt. Freilich ist dieser Widerspruch schon in der Architektur des ganzen Platzes begründet, aber das eine gleicht doch das andere nicht aus. Am so weniger, wenn die Antike christianisirt wird. So sagt z. B. das Kunstblatt über die Draperie der einen Gruppe: Sie hat hier zweierlei zu thun: erstens soll sie verhindern, daß nicht das rechte Bein von oben bis unten ganz frei stehe und so gleichsam von der Gruppe abgelöst erscheine; . . . zweitens soll das Gewand gewisse Vorderpartien bedecken. Dies ist überflüssig, und wenn es mit Absicht geschieht, so daß der dazu gebrauchte Gewandzipfel lediglich die Stelle des Feigenblattes vertritt und dann dennoch allemal gleichsam wie eine Buchdruckerhand die beabsichtigte Verhüllung andeutet, so ist es unschön. . . Man kann annehmen, daß der Wind die Draperie bis zu den Linien hinaufwehe, die dem Künstler für die gefällige Form des Ganzen nöthig schienen. Aber dieser Wind ist nicht stark genug, das Gewandstück an der Lende festzuhalten. Daß dieses daliege, ohne festgelebt zu sein oder an dem glatten Körper des Jünglings herabzugleiten, ist eine reine Unmöglichkeit, und immer wäre dies noch eher denkbar, als daß es sich auf die Bedeckung des Geschlechtstheils sollte ausdehnen können.“ —

Musik. — Am 2. October begannen die diesjährigen Gewandhausconcerte. Ferdinand David hat die Leitung derselben übernommen; der Concertmeister Raimund Dreyshock führt das Orchester. Das Programm enthielt an Orchesterwerken Cherubini's Overture zu den Abenceragen und die C-moll Sinfonie von L. van Beethoven. Fräulein Ney vom Hoftheater zu Dresden sang eine Scene und Arie von Mendelssohn und die Coloraturarie „Märtern aller Orten“ aus der Entführung von Mozart. Die Arie von Mendelssohn ist im ganzen noch wenig bekannt, doch ist sie sehr zum Concertvortrage zu empfehlen und kann als würdiges Ersatzstück für manche der hergebrachten Concertgesänge gelten. Besondere Schönheiten bieten das Recitativo und Andante; das Allegro ist nicht durchaus gesangmässig gehalten und vermag nur durch so außerordentliche Mittel, wie sie Fräulein Ney besitzt, zur Geltung gebracht zu werden. Das Publicum war mit Recht über diese Leistung der Sängerin entzückt und wurde noch lebhafter nach der Mozartschen Arie, an deren gelungenem Vortrage man ihre große Virtuosität bewundern konnte. Herr Alexander Dreyshock aus Prag spielte das Es-dur Concert für Pianoforte von Beethoven zwar nicht überall mit correcter Ausführung und richtiger musikalischer Einsicht, aber immer noch mit dankenswerthem Fleiße. Dagegen glänzte er nach Verdienst in zwei Salonstücken seiner Composition und in einem Liede ohne Worte von Mendelssohn.

Belletristische Neuigkeiten. Wir beginnen mit der Lyrik. Empfehlenswerth ist die Sammlung: *Deutscher Liederhort*. Auswahl der vorzüglichsten deutschen Volkslieder der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von Ludwig Erk (Berlin, Enslin). Auf die alten Schätze unsers Volks die Aufmerksamkeit hinzulenken, ist viel ersprießlicher, als ein Duzend neue Bände Originalgedichte ohne schöpferische Nothwendigkeit. Nach der ersten Lieferung, die uns vorliegt, zu urtheilen, ist die Auswahl sehr verständig. Die Sammlung ist auf 3 Bde. berechnet, jeder zu 6—8 Lieferungen. Die Lieferung kostet 10 Sgr. — Zwei Gedichtsammlungen: von Natalie von Herder (Weimar, Jansen; dem Großherzog von Weimar gewidmet) und vom Medicinalrath Freiberg (Zerbst, Wallerstein) enthalten meist Gelegenheitsgedichte. — Ein Heldenlied von Lieutenant Richard von Meerheim: „Die Sachsen an der Moskwa“ (Dresden, Arnold), schildert im Nibelungenvermaß, ungefähr in der Manier Scherenbergs, anschaulich und mit fast minutiöser Genauigkeit die Heldenthaten des sächsischen Contingents im russischen Feldzug. Genauere historische Data sind im Anhang hinzugefügt. —

Im Gebiet des Drama nennen wir zunächst eine Uebersetzung des *Oedipus in Kolonos* vom Professor Gravenhorst (Hannover Nümpler). Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, die antiken Versmaße im Deutschen wiederzugeben, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, hat der Verfasser den fünfßüßigen Jambus und für alle übrigen Formen gereimte Strophen gewählt, ungefähr wie Schiller in der *Braut von Messina*. Wir sind mit diesem Princip nicht einverstanden. Man irrt nur, wenn man den Unterschied zwischen der griechischen Sprache, in der Quantität und Versaccent auseinanderfallen (ganz abgesehen von dem Wortaccent, den wir mit dem Vers überhaupt nicht in Zusammenhang bringen können), und der deutschen vergißt, in welcher beides

identisch ist. Diejenigen antiken Metra, in denen dieser Unterschied nicht stattfindet, und die daher einen klar ausgesprochenen Rhythmus haben, z. B. den Hexameter, Pentameter und die vorzüglichsten Horazischen Strophen, lassen sich im Deutschen sehr gut wiedergeben. Unmöglich dagegen ist es z. B. die gewöhnlichen anapästischen Einleitungsstrophen zu den Chorgesängen in der Weise wiederzugeben, wie es im Griechischen geschieht, z. B. einen Dactylus an Stelle des Anapäst zu setzen und den Versaccent auf die erste kurze Silbe zu legen, weil dadurch der Rhythmus für uns vollkommen verrückt wird. Hält man aber nur an dem Grundsatz fest, lediglich den Rhythmus nachzuahmen, so sind die Trimeter wie der anapästische, jambische und trochäische Tetrameter, die in den griechischen Dramen überwiegen, sehr wohl nachzubilden und klingen sogar auch im Deutschen sehr schön, wie das u. a. Platen in seinen Aristophanisreizen den Lustspielen auf das trefflichste gezeigt hat. Die eigentlichen Chorversmaße sind nicht zu übersetzen, weil wir sie nicht hören, und also die Sprache zu ihren Gunsten ganz umsonst verrenken. In diesen Fällen also, wo ein bestimmter Rhythmus nicht hergestellt werden kann, ist es am zweckmäßigsten, Jean Paulsche Streckverse, d. h. Prosa in erhöhter Haltung an die Stelle zu setzen. Reime dagegen, und noch dazu unsere kurzen lyrischen Melodien sind unerträglich. — Als einen neuen dramatischen Versuch nennen wir „Johann Fuß.“ Historisches Trauerspiel von Carl Ernst (Berlin, Schröder). Es weht in demselben ein tüchtiger protestantischer Geist und eine würdige Gesinnung, viel weiter aber würde sich das Lob nicht ausdehnen lassen. Der Stoff an sich ist vergriffen, denn die Handlung ist episch, und dazu noch an theologische Voraussetzungen gebunden, mit denen uns das Drama nicht peinigen darf; und die Ausführung ist noch un-dramatischer. Fuß ist eine fertige, bewegungslose Idealgestalt, seine Gegner nach der Schablone gezeichnet, und daneben sehr mit Hast angelegte, mit der Handlung wenig zusammenhängende Genremalerei. Auch der Stil, wenn auch correct, ist zu prosaisch. —

Aus dem Genre der gemischten, zwischen Poesie und Prosa in der Mitte liegenden Literatur führen wir zwei Reiseschilderungen an: „Südslavische Wanderungen“ von Siegfried Kapper, 2 Bde. (Leipzig, Herbig), und „Am Stein“. Ein Skizzenbuch vom Traunsee. Von Alfred Meißner (Leipzig, Herbig). Das erste haben wir schon zur Zeit seines Erscheinens besprochen; der Verfasser hat jetzt eine neue wohlfeile Ausgabe vor. Die Bilder zeichnen sich durch Lebensfrische und glänzenden Farbenreichtum aus. Das Buch von Meißner ist in einem schönen, blühenden und doch natürlichen Stil geschrieben, aber es ist gar zu wenig Inhalt darin. Er erzählt von seinem Aufenthalte am Traunsee, wo er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Franz Hedrich lebte, sehr viel angenehme Dinge, und wenn man in dem Büchlein bloß blättert, so stößt man auf viele anmuthige Schilderungen, interessante Reflexionen u. dgl. Aber so ein Buch will doch hintereinander gelesen sein, und dazu ist ein einheitliches Interesse nöthig. Meißners Freunde werden dem Dichter wol mit Theilnahme folgen, aber das größere Publicum verlangt mehr Gegenständliches, und mit Recht. Uebrigens möchten wir aus dem Talent, namentlich in Beziehung auf die Form, die sich in diesem Buch ausspricht, die besten Hoffnungen für etwaige novellistische Versuche herleiten.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.

Auf das im October beginnende **IV. Quartal** der „**Grenzböten**“ nehmen alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen an, und erlaubt sich die unterzeichnete Verlagshandlung zum geneigten Abonnement einzuladen.

Fr. Ludw. Herbig in Leipzig.